

François Lelord

Hector und das Wunder
der Freundschaft



PIPER

ihr nahe fühlte (was sie sich ja auch wünschte), konnte sie nicht anders, als ihn zu verabscheuen. Das war schönes Material für die Sitzung, sofern die Lady nicht mittendrin in die Luft gehen würde.

»Gerade eben haben Sie noch anders darüber gedacht«, sagte er. »Sie haben mir gesagt, dass Sie sich gut fühlen, wenn Sie in meine Sprechstunde kommen. Wie kommt es, dass Sie Ihre Meinung geändert haben?«

Als die Lady verschwunden war, hatte Hector das Bedürfnis, sich ein wenig zu entspannen, und er ging in die Küche der Praxis, um einen Kaffee zu trinken.

Keine Freunde zu haben, war ganz sicher ein Fluch und ein Anzeichen dafür, dass etwas nicht richtig lief. Deshalb träumten alle Menschen davon, Freunde zu haben – zunächst einmal, weil sie sich geliebt fühlen

wollten, aber auch, um zu spüren, dass sie normal waren. Schon die Kinder malen sich imaginäre Freunde aus, um diesen Hunger nach Freundschaft zu stillen, der in jedem von uns steckt.

Die Lady würde auf jeden Fall erst einmal für ein paar Wochen bei ihren Dreharbeiten in Südostasien sein, wo sie die Rolle einer Missionsschwester spielen sollte, die im vergangenen Jahrhundert bei einer ethnischen Minderheit in den Bergen tätig gewesen war. Hector fragte sich, ob der Rollenwechsel, zu dem die Lady durch ihren Beruf gezwungen wurde, ihre Persönlichkeit letztendlich ganz und gar durcheinanderbringen würde oder sie im Gegenteil stabilisieren könnte.

Hector schwor sich, niemals den Fehler des Psychiaters von Marilyn Monroe zu machen – der hatte seiner illustren Patientin

auch Ratschläge fürs Berufsleben erteilen wollen. Wenn die Lady doch nur ein paar richtige Freunde hätte, dachte er; es hätte ihm bei seiner Arbeit mit ihr helfen können.

Schon seit geraumer Zeit bat er seine Patienten stets, ihm ihre Freunde zu beschreiben, und wenn sie kaum welche hatten, machte er sich darauf gefasst, dass seine Arbeit ganz besonders schwierig werden würde. Für Leute, die gerade mitten im Leiden steckten, waren Freunde so etwas wie ein Sicherheitsnetz, ein Rettungskommando, ein Obdach im Orkan, und als Psychiater war man froh zu wissen, dass sie da waren, wenn der Patient das Sprechzimmer verließ.

Freundschaften bedeuten Gesundheit, dachte er bei seinem Kaffee nach dem Abgang der Lady. Aber, Moment mal, konnte

das nicht der Beginn einer kleinen Reflexion über die Freundschaft sein? Er schlug ein neues Notizbüchlein auf und schrieb auf die erste Seite:

Beobachtung Nr. 1: Deine Freundschaften sind deine Gesundheit.

Das funktionierte in beide Richtungen: Freunde helfen uns, bei guter Gesundheit zu bleiben – das hatten viele höchst seriöse Studien nachgewiesen –, aber umgekehrt zeugt die Fähigkeit, Freunde zu gewinnen und zu behalten, auch von einer guten Gesundheit. (Wenn Hector von Gesundheit spricht, meint er vor allem die geistige Gesundheit, schließlich ist er ja Psychiater, vergessen wir das nicht.)

Hector hört zu

Allerdings wohnte der Wunsch, Freunde zu haben, vielleicht nicht in jedem von uns, dachte Hector, als er Karine zuhörte, der nächsten Patientin: Sie schien ziemlich froh darüber zu sein, im Leben allein dazustehen.

Karine war eine Forscherin auf dem Gebiet der Mathematik, und sie forschte zu einem Thema, bei dem Hector nicht einmal verstand, worum es eigentlich ging. Am Ende hatte er aber so halbwegs mitbekommen, dass es mit Zahlen und mit Gesetzen zu tun hatte und mit solchen Fragen wie »Kann man jede gerade Zahl, die größer ist als 2, als Summe zweier Primzahlen schreiben?«. Karine hatte ihr Mathematikstudium mit den